



DOPPELTES SPIEL

*Er suchte die Wahrheit — und fand
Verrat im Regen.*



DOPPELTES SPIEL

*Er suchte die Wahrheit — und fand
Verrat im Regen.*

Inhaltsverzeichnis

[Prolog – Meine Stadt, mein Käfig 3](#)

[Kapitel 1 – Der Auftrag 3](#)

[Kapitel 2 – Erste Spuren 5](#)

[Kapitel 3 – Pier 17 6](#)

[Kapitel 4 – Die Frau im Schatten 7](#)

[Kapitel 5 – Die Spur des Geldes 8](#)

[Kapitel 6 – Doppeltes Spiel 9](#)

[Kapitel 7 – Die Falle 11](#)

[Kapitel 8 – Der Showdown 12](#)

[Kapitel 9 – Die Wahrheit 13](#)

[Epilog – Rauch im Regen 14](#)

[Doppeltes Spiel 16](#)

Prolog – Meine Stadt, mein Käfig

Manchmal frage ich mich, warum ich überhaupt noch hier bin. Diese Stadt ist wie ein alter Boxer: vernarbt, müde, aber immer noch gefährlich genug, um dir die Lichter auszuknipsen, wenn du nicht aufpasst. Sie riecht nach Regen, kaltem Rauch und billigem Parfum – und wenn du lange genug durch ihre Straßen gehst, riechst du irgendwann genauso.

Ich bin Crane. Privatdetektiv. Zumindest steht das auf dem Schild an meiner Tür. In Wahrheit bin ich ein Mann, der zu viel sieht, zu wenig schläft und meistens am falschen Ort zur falschen Zeit ist. Ich habe gelernt, dass die Wahrheit in dieser Stadt wie ein billiger Whisky ist: Sie brennt, sie macht dich krank, und am Ende willst du sie trotzdem wiederhaben.

Mein Büro liegt im vierten Stock eines Gebäudes, das schon bessere Tage gesehen hat – wenn es die je gab. Die Tapete blättert, die Fenster sind blind vor Dreck, und der Fahrstuhl hat seit Jahren beschlossen, dass er nur noch nach Lust und Laune arbeitet. Aber die Miete ist billig, und billig ist das Einzige, was ich mir leisten kann.

Von hier oben sehe ich die Stadt wie sie wirklich ist: ein endloses Schachbrett aus Neonlichtern, Schatten und Menschen, die alle glauben, sie wären die Könige. In Wahrheit sind sie nur Bauern, und die meisten werden vom Brett gefegt, bevor sie überhaupt merken, dass das Spiel begonnen hat.

Ich habe Klienten, klar. Frauen mit Augen, die mehr versprechen, als sie halten können. Männer mit Geld, das sie nicht ehrlich verdient haben. Und zwischendrin die Verzweifelten, die mich anheuern, weil sie glauben, ich könnte ihnen die Wahrheit bringen. Aber die Wahrheit ist ein mieser Freund. Sie kommt spät, bleibt nie lange und hinterlässt immer eine Sauerei.

Ich trinke zu viel, rauche zu viel und rede zu viel mit mir selbst. Aber das hält mich am Leben. Zumindest bis jetzt.

Und wenn du mich fragst, was ich von dieser Stadt halte? Ganz einfach: Sie ist ein Käfig. Ein Käfig aus Regen, Rauch und Lügen. Und ich bin der Idiot, der den Schlüssel hat – aber trotzdem nicht rausgeht.

Kapitel 1 – Der Auftrag

Der Regen hatte sich in der Nacht festgebissen wie ein Hund, der nicht loslassen will. Er trommelte gegen die Scheiben meines Büros, als wollte er mich daran erinnern, dass draußen nichts auf mich wartete außer nassen Schuhen, kaltem Wind und der Sorte Ärger, die man nicht mit einem Regenschirm abwehren kann. Ich saß hinter meinem Schreibtisch, die Füße auf der Ecke, und starrte auf die Decke, als könnte sie mir Antworten geben. Alles, was sie mir gab, war ein Wasserfleck in der Form von Texas.

Die Uhr an der Wand tickte langsam, und jede Sekunde klang wie ein Hohnlachen. Ich überlegte, ob ich mir einen Whisky einschenken sollte, entschied mich dagegen. Es war noch zu früh am Tag, um ehrlich zu sein – und zu spät, um mir etwas vorzumachen.

Dann klopfte es. Drei Schläge, bestimmt, nicht zu laut, nicht zu leise. Kein nervöses Klopfen, kein unsicheres Zögern. Eher so, als wüsste jemand genau, dass er gleich eingelassen wird.

„Rein“, sagte ich, und meine Stimme klang rauer, als ich wollte.

Die Tür öffnete sich, und sie trat ein. Eine Frau, die aussah, als hätte sie die halbe Stadt schon hinter sich gelassen und die andere Hälfte noch vor sich. Ihr Mantel war dunkel, glänzte nass vom Regen, und ihre Augen hatten dieses Funkeln, das man nur bei Menschen sieht, die zu viel wissen und zu wenig sagen.

Sie blieb einen Moment im Türrahmen stehen, als müsste sie sich vergewissern, dass sie wirklich hier war. Dann trat sie ein, und mit ihr kam ein Hauch von Parfum, das teuer genug war, um in dieser Gegend fehl am Platz zu wirken.

„Mr. Crane?“, fragte sie. Ihre Stimme war tief, weich, und hatte diesen Unterton, der Männer dazu bringt, ihre letzten Dollar auf den Tresen zu legen.

„Kommt drauf an, wer fragt“, sagte ich und nahm die Füße vom Tisch.

Sie zog den Mantel enger um sich, als könnte er sie vor der Wahrheit schützen, die sie gleich aussprechen würde. „Mein Name ist Evelyn Marlowe. Ich brauche Ihre Hilfe. Es geht um meinen Bruder. Er ist verschwunden.“

Ich schenkte mir doch einen Whisky ein. Frauen wie sie tranken nicht, wenn sie redeten. Sie tranken, wenn sie schwiegen. „Verschwunden? In dieser Stadt

verschwinden Leute ständig. Manche tauchen wieder auf. Manche nicht.“

Sie trat näher, und für einen Moment hatte ich das Gefühl, sie könnte durch meine Haut hindurch bis zu meinen Gedanken sehen. „Er war kein Unschuldslamm, Mr. Crane. Aber er war auch kein Narr. Wenn er verschwindet, dann steckt mehr dahinter.“

Ich nahm einen Schluck. Der Whisky brannte wie eine Erinnerung, die man lieber vergessen hätte. „Und was genau erwarten Sie von mir?“

„Finden Sie ihn. Oder finden Sie heraus, warum er nicht gefunden werden soll.“

Ich stellte das Glas ab, lehnte mich zurück und musterte sie. Evelyn Marlowe. Eine Frau, die Ärger mitbrachte wie andere Leute Regenschirme. Und ich wusste, dass ich dumm genug war, den Auftrag anzunehmen.

„Haben Sie ein Foto von ihm?“, fragte ich.

Sie griff in ihre Handtasche, zog ein kleines Bild hervor und legte es auf den Tisch. Ein Mann, Anfang dreißig, scharf geschnittenes Gesicht, die Sorte, die man in einer Menge wiedererkennt – und die Sorte, die Ärger magisch anzieht.

„Er heißt Richard“, sagte sie. „Er war... er ist Geschäftsmann. Zumindest nannte er sich so. Aber in letzter Zeit...“ Sie stockte, und ihre Augen flackerten. „In letzter Zeit war er in Dinge verwickelt, die ich nicht verstand. Späte Nächte, fremde Anrufe, Treffen mit Leuten, die man nicht in der Gesellschaftsspalte findet.“

„Klingt nach einem Mann, der wusste, wie man sich Feinde macht“, murmelte ich.

Sie sah mich scharf an. „Können Sie helfen oder nicht?“

Ich nahm das Foto, steckte es in meine Jackentasche. „Ich kann's versuchen. Aber ich verspreche Ihnen nichts. In dieser Stadt ist die Wahrheit wie ein Hund im Regen – manchmal findet man sie, manchmal läuft sie einem davon.“

Sie nickte, stand auf. „Das ist alles, was ich verlange. Versuchen Sie es.“

Als sie ging, blieb der Duft ihres Parfums im Raum hängen, schwer und süß, wie ein Versprechen, das man besser nicht glaubt. Ich sah ihr nach, bis die Tür ins Schloss fiel, und wusste: Ich war gerade in etwas hineingezogen worden, das mich mehr kosten würde als nur ein paar schlaflose Nächte.

Ich schenkte mir noch einen Whisky ein. Diesmal ohne Zögern.

Kapitel 2 – Erste Spuren

Der Regen hatte nicht nachgelassen, er hatte nur seine Taktik geändert. Statt in Strömen zu fallen, kam er jetzt in feinen Nadeln, die sich in den Kragen bohrten und mir das Gefühl gaben, ich würde langsam aber sicher aufgelöst wie ein Zuckerwürfel im Kaffee. Die Stadt glänzte schwarz und nass, als hätte jemand Öl über alles gegossen. Neonlichter spiegelten sich in den Pfützen, verzerrt und flackernd, wie die Erinnerungen eines Trinkers.

Ich fuhr mit meinem alten Plymouth Richtung Hafen. Der Wagen röchelte und hustete wie ein Asthmatiker, aber er brachte mich hin. Das Hafenviertel war kein Ort für Spaziergänge. Es war der Bauch der Stadt, und in Bäuchen findet man selten etwas Schönes. Dieselgeruch, Salz in der Luft, und dieser süßliche Gestank von Fisch, der schon zu lange tot war. Männer in schmutzigen Mänteln standen an den Ecken, Zigaretten im Mundwinkel, die Augen wachsam und misstrauisch. Frauen mit zu viel Schminke und zu wenig Hoffnung lehnten in Türrahmen, ihre Stimmen klangen wie gebrochene Versprechen.

Mein Ziel war die „Blue Lantern“. Eine Bar, die so berüchtigt war, dass selbst die Ratten dort nur in Gruppen hineingingen. Über der Tür hing eine flackernde Neonlaterne, die dem Laden seinen Namen gab. Sie flackerte wie ein Herzschlag kurz vor dem Stillstand.

Drinne war es dunkel, nur die Theke war von einer schmutzigen Lampe erhellt. Der Geruch von billigem Gin, kaltem Rauch und verschüttetem Bier hing in der Luft wie ein alter Mantel. Ich setzte mich an die Bar. Der Barkeeper war ein breitschultriger Kerl mit einem Gesicht wie ein Pflasterstein. Seine Augen musterten mich, als wollte er herausfinden, ob ich Ärger brachte oder nur Ärger suchte.

„Whisky“, sagte ich. „Und keine Fragen.“

Er stellte mir ein Glas hin, das nicht sauber war, aber der Inhalt brannte trotzdem angenehm im Hals. Ich ließ den Blick durch den Raum schweifen. Ein paar Matrosen spielten Karten, eine Frau mit roten Haaren sang leise zu einer Jukebox, die schon bessere Tage gesehen hatte.

Dann bemerkte ich ihn: einen dünnen Mann im grauen Anzug, der nicht hierherpasste. Zu sauber, zu glatt, zu nervös. Er starrte in sein Glas, als könnte er darin Antworten finden.

Ich rutschte vom Hocker, ging zu ihm hinüber und setzte mich. „Sie sehen aus, als hätten Sie etwas auf dem Herzen“, sagte ich.

Er zuckte zusammen, sah mich an. Seine Augen waren wässrig, aber dahinter lag Angst. „Ich kenne Sie nicht.“

„Stimmt“, sagte ich. „Aber Sie kannten vielleicht einen Mann namens Marlowe. Verschwunden. Sein Name ist gefallen.“

Seine Finger verkrampften sich um das Glas. „Ich... ich weiß nichts.“

„Das ist schade“, sagte ich ruhig. „Denn ich habe die Angewohnheit, nicht lockerzulassen.“

Er schluckte. Dann beugte er sich vor, die Stimme kaum mehr als ein Flüstern. „Wenn Sie wirklich nach ihm suchen... dann sollten Sie nicht hier sein. Gehen Sie zur alten Lagerhalle am Pier 17. Aber passen Sie auf. Manche Leute wollen nicht, dass Fragen gestellt werden.“

Bevor ich etwas erwidern konnte, stand er auf, legte ein paar Münzen auf den Tisch und verschwand durch die Hintertür.

Ich blieb sitzen, starrte in mein Glas und wusste: Die Nacht würde noch lang werden.

Kapitel 3 – Pier 17

Der Hafen war nachts ein anderes Tier. Am Tag tat er so, als würde er arbeiten – Schiffe, Kräne, Männer mit schwieligen Händen. Aber sobald die Sonne unterging, zeigte er sein wahres Gesicht: ein schmutziger Hund, der im Dunkeln knurrte und jedem die Zähne zeigte, der zu nah kam.

Ich parkte meinen Plymouth in einer Gasse, die so eng war, dass selbst die Schatten Platzangst hatten. Der Motor röchelte noch ein paar Sekunden nach, dann war nur noch das Rauschen des Regens zu hören. Ich zog den Kragen hoch, zündete mir eine Zigarette an und machte mich auf den Weg.

Pier 17 lag vor mir wie ein morscher Zahn im Gebiss der Stadt. Eine alte Lagerhalle, halb verfallen, halb vergessen, und trotzdem noch zu stolz, um endgültig einzustürzen. Das Dach war löchrig, die Fenster blind, und die Tür hing schief in den Angeln. Ein perfekter Ort, um etwas zu verstecken – oder jemanden.

„Na los, Crane“, murmelte ich mir selbst zu, „rein in den Abgrund. Vielleicht wartet drinnen ja ein warmer Empfang. Oder eine kalte Leiche.“

Die Tür quietschte, als ich sie aufstieß. Drinnen roch es nach Öl, Staub und altem Fisch – eine Mischung, die selbst einem Bestatter den Appetit verdorben hätte. Meine Schritte hallten auf dem Betonboden, und jeder Widerhall klang wie ein Echo meiner eigenen Zweifel.

Ich sah mich um. Kisten, gestapelt wie Grabsteine, Netze, die von den Wänden hingen wie Spinnweben. Und dann – ein dunkler Fleck auf dem Boden. Ich kniete mich hin, fuhr mit dem Finger darüber. Feucht. Rot. Blut. Frisch genug, dass es nicht von irgendeinem Hafenarbeiter stammen konnte, der sich vor Wochen den Fuß aufgeschlitzt hatte.

„Na wunderbar“, dachte ich. „Immerhin weiß ich jetzt, dass ich auf der richtigen Spur bin. Oder auf der letzten.“

Ein Geräusch ließ mich hochfahren. Schritte. Schwer, langsam, nicht meine. Ich griff instinktiv nach der Pistole in meinem Mantel. Die Tür am anderen Ende der Halle öffnete sich, und zwei Kerle traten ein. Typen, die aussahen, als hätten sie ihre Gesichter in einer Schlägerei gewonnen. Breite Schultern, schmale Stirnen, und der Ausdruck von Männern, die nicht fürs Denken bezahlt wurden.

„Da ist er“, knurrte der eine. „Der Schnüffler.“

„Schnüffler“, dachte ich. „Immerhin besser als ‚Leiche‘.“

Sie kamen näher, und ich wusste, dass Reden hier nicht viel bringen würde. Also tat ich, was jeder gute Privatdetektiv tut: Ich wartete, bis sie nah genug waren, und dann ließ ich meine Faust sprechen. Sie war nicht besonders wortgewandt, aber sie machte Eindruck. Der erste Kerl ging zu Boden wie ein Sack Kartoffeln. Der zweite war schneller, schlug zurück, und ich schmeckte Blut in meinem Mund.

„Tja“, dachte ich, „immerhin passt das zum Dekor.“

Wir rangelten zwischen den Kisten, Holz splitterte, Metall krachte. Schließlich gelang es mir, ihn mit einem gezielten Schlag gegen eine Wand zu schicken. Er sackte zusammen, röchelte, blieb liegen.

Ich stand keuchend da, wischte mir das Blut von der Lippe und sah mich wieder um. Da, zwischen den Kisten, lag ein Stück Papier. Ich hob es auf. Eine Quittung. Handschriftlich. Ein Name: **Marlowe**.

„Na also“, murmelte ich. „Der Bruder war hier. Und jemand wollte verdammt sicherstellen, dass er nicht mehr rauskommt.“

Ich steckte die Quittung ein, trat die Zigarette aus und verließ die Halle. Der Regen draußen fühlte sich plötzlich kälter an. Und ich wusste: Das war erst der Anfang.

Kapitel 4 – Die Frau im Schatten

Ich hatte noch den Geschmack von Blut im Mund, als ich zurück in mein Büro ging. Pier 17 hatte mir mehr Fragen als Antworten geliefert, und die Quittung mit dem Namen *Marlowe* brannte in meiner Jackentasche wie ein Stück glühende Kohle. Zwei Schläger, eine Blutspur und ein Hinweis, der zu offensichtlich war, um Zufall zu sein. In dieser Stadt gibt es keine Zufälle – nur Leute, die glauben, sie könnten dich an der Nase herumführen.

Evelyn Marlowe wartete schon, als ich die Tür aufschloss. Sie saß in meinem Stuhl, als gehöre er ihr, und rauchte eine Zigarette, die aussah, als hätte sie mehr Stil als ich in meinem ganzen Kleiderschrank. Der Rauch kringelte sich durch den Raum, als wolle er mir sagen: *Du bist zu spät, Crane. Sie hat längst die Kontrolle.*

„Sie sehen nicht gut aus“, sagte sie, ohne aufzustehen.

„Danke für die Diagnose“, knurrte ich. „Ich war auch nicht beim Schönheitswettbewerb, sondern in einer Lagerhalle am Pier 17. Vielleicht kennen Sie den Ort?“

Ihre Augen zuckten kaum merklich. Aber ich hatte gelernt, dass die kleinsten Bewegungen die lautesten Schreie sind.

„Mein Bruder... war er dort?“

Ich zog die Quittung aus der Tasche, legte sie auf den Tisch. „Sein Name war dort. Frisches Blut auch. Und zwei Herren, die mich davon überzeugen wollten, dass ich meine Zeit verschwende.“

Sie nahm die Quittung, betrachtete sie, als könnte sie darin eine andere Wahrheit finden. Dann legte sie sie zurück, langsam, vorsichtig, als wäre sie aus Glas.

„Ich habe Ihnen gesagt, er war kein Unschuldslamm“, flüsterte sie.

„Das haben Sie“, erwiderte ich. „Aber Sie haben mir nicht gesagt, dass er bis zum Hals in etwas steckte, das Leute dazu bringt, Schläger in Lagerhallen zu parken. Also, Evelyn – was verschweigen Sie mir?“

Sie stand auf, ging zum Fenster. Der Regen draußen zeichnete Muster auf die Scheibe, die aussahen wie Fingerabdrücke der Nacht. Sie blies den Rauch aus und sagte: „Ich weiß nicht alles. Aber ich weiß, dass er mit Männern zu tun hatte, die gefährlich sind. Schmuggel, vielleicht. Geldwäsche. Ich habe ihn gewarnt, aber er hörte nicht auf mich.“

„Schmuggel, Geldwäsche, gefährliche Männer“, murmelte ich. „Klingt nach einem ganz normalen Dienstag in dieser Stadt.“

Sie drehte sich zu mir um, und in ihren Augen lag etwas, das ich nicht deuten konnte. Angst, ja. Aber auch etwas anderes. Schuld vielleicht. Oder ein Geheimnis, das sie nicht losließ.

„Mr. Crane“, sagte sie leise, „finden Sie ihn. Bitte. Er ist mein Bruder.“

Ich sah sie an, und für einen Moment fragte ich mich, ob sie wirklich nur eine Schwester war, die sich Sorgen machte. Oder ob sie selbst tiefer in der Sache steckte, als sie zugab. In dieser Stadt war jeder ein Spieler, ob er wollte oder nicht.

„Ich werde ihn finden“, sagte ich schließlich. „Aber Sie sollten wissen: Je mehr Sie mir verschweigen, desto gefährlicher wird es. Für ihn. Für Sie. Und für mich.“

Sie nickte, stubste die Zigarette im Aschenbecher aus und griff nach ihrem Mantel. „Ich sage Ihnen alles, was ich weiß. Aber nicht heute. Noch nicht.“

Als sie ging, blieb der Rauch im Raum hängen, schwer und süß, wie ein Versprechen, das man besser nicht glaubt. Ich schenkte mir einen Whisky ein und dachte: *Crane, du bist mal wieder mitten in einem Spiel, dessen Regeln du nicht kennst. Und das Einzige, was du sicher weißt, ist, dass am Ende jemand verliert.*

Kapitel 5 – Die Spur des Geldes

Geld hat eine eigene Sprache. Es redet nicht viel, aber wenn es spricht, hören alle zu. Und meistens sagt es: *Folge mir, und du wirst Ärger finden*. Ich hatte die Quittung mit dem Namen Marlowe in der Tasche, und sie führte mich nicht zu einem Blumenladen oder einer Bäckerei. Nein, sie führte mich in die Art von Etablissement, in dem man keine Quittungen ausstellt – es sei denn, man will jemanden erpressen.

Die Spur brachte mich in die Innenstadt, dorthin, wo die Fassaden glänzten, aber die Keller voller Dreck waren. Ein Club namens „The Golden Ace“ – von außen ein Ort für Zigarrenraucher im Maßanzug, von innen ein Umschlagplatz für alles, was man nicht im Tageslicht handeln konnte. Glücksspiel, Schmuggel, Schutzgeld. Wenn die Stadt ein Herz hatte, dann pumpte es hier schwarzes Blut.

Ich trat ein, und sofort schlug mir der Geruch von teurem Alkohol und billigem Parfum entgegen. Männer in Anzügen, die zu glatt saßen, Frauen in Kleidern, die zu eng saßen. Eine Band spielte Jazz, der so weich war, dass er fast die Schreie übertönte, die irgendwo im Hinterzimmer steckten.

Ich setzte mich an die Bar. Der Barkeeper war ein dünner Kerl mit Augen wie Stecknadeln. Er musterte mich, als wüsste er, dass ich nicht hierherpasste. Ich bestellte einen Whisky, und er brachte ihn mir, ohne ein Wort zu sagen.

Während ich trank, ließ ich den Blick schweifen. Am hinteren Tisch saß ein Mann, der aussah, als hätte er sein Lächeln beim Pfandleiher gelassen. Fett, schwitzig, mit einem Ring an jedem Finger. Neben ihm zwei Gorillas, die aussahen, als hätten sie ihre Gehirne gegen Muskeln eingetauscht. Das musste **Carlo Ventresca** sein – ein Name, der in dieser Stadt öfter fiel als der Regen.

Ventresca war kein kleiner Fisch. Er war der Hai, der die kleinen Fische fraß und dann die Fischer gleich mit. Und wenn Marlowe in seinen Geschäften gesteckt hatte, dann war er entweder reich geworden oder tot.

Ich wartete, bis Ventresca aufstand und Richtung Hinterzimmer ging. Dann folgte ich ihm, unauffällig wie ein Elefant im Porzellanladen. Zwei seiner Männer blieben draußen, aber die Tür schloss nicht richtig, und ich hörte genug.

„Der Junge hat zu viel gewusst“, sagte Ventresca. „Er dachte, er könnte uns übers Ohr hauen. Niemand haut Carlo Ventresca übers Ohr.“

Eine andere Stimme, tiefer, rauer: „Und die Schwester?“

„Die Schwester weiß nichts. Aber wenn sie anfängt, Fragen zu stellen... kümmern wir uns auch um sie.“

Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss. Evelyn hatte mir nicht die ganze Wahrheit gesagt – aber sie war in Gefahr, ob sie es wusste oder nicht.

Ich zog mich zurück, bevor die Gorillas mich bemerkten, und verließ den Club. Draußen war die Nacht noch immer nass und kalt, aber jetzt hatte sie einen neuen Beigeschmack: den von Verrat.

„Na toll, Crane“, murmelte ich. „Du wolltest Antworten, und jetzt hast du sie. Leider schmecken sie wie Blei.“

Kapitel 6 – Doppeltes Spiel

Ich hatte schon viele Klienten, die mir nicht die ganze Wahrheit erzählt hatten. Aber Evelyn Marlowe spielte in einer eigenen Liga. Sie war wie ein Kartenspiel, bei dem die Hälfte der Karten fehlte – und die andere Hälfte markiert war.

Nach meinem Besuch im „Golden Ace“ wusste ich, dass ihr Bruder Richard Ventresca übers Ohr hauen wollte. Und Ventresca war nicht der Typ, der das mit einem Schulterzucken hinnahm. Evelyn hatte mir erzählt, sie wisse nicht viel. Aber die Art, wie Ventresca ihren Namen erwähnte, ließ mich zweifeln. In dieser Stadt fiel kein Name zufällig.

Ich beschloss, sie aufzusuchen. Nicht in meinem Büro, nicht in ihrem Salon – sondern dort, wo sie nicht damit rechnete. Ich fand sie in einem kleinen Café an der Ecke der 12th Street. Ein Ort, der aussah, als hätte er schon bessere Tage gesehen, aber immerhin noch Kaffee servierte, der nicht nach Motoröl schmeckte.

Sie saß allein am Fenster, eine Zeitung vor sich, die sie nicht las. Als ich eintrat, hob sie den Kopf, und für einen Moment blitzte Überraschung in ihren Augen auf. Dann lächelte sie – ein Lächeln, das so glatt war, dass man darauf hätte Schlittschuh laufen können.

„Mr. Crane“, sagte sie. „Sie überraschen mich.“

„Das ist mein Job“, erwiderte ich und setzte mich ihr gegenüber. „Überraschungen. Und Wahrheiten, die niemand hören will.“

Sie legte die Zeitung beiseite. „Sie haben etwas herausgefunden.“

„Oh ja“, sagte ich und bestellte einen Kaffee, der wahrscheinlich mein Magenleben verkürzen würde. „Ihr Bruder hat sich mit Carlo Ventresca eingelassen. Er wollte ihn übers Ohr hauen. Und Ventresca hat das nicht besonders sportlich aufgenommen.“

Sie schwieg. Ihre Finger spielten mit der Zigarettenschachtel, als wären sie ein Orchester, das den Einsatz verpasst hatte.

„Und jetzt kommt der Teil, der mir nicht gefällt“, fuhr ich fort. „Ventresca kennt Ihren Namen. Er weiß, dass Sie Fragen stellen. Und er hat angedeutet,

dass Sie vielleicht mehr wissen, als Sie mir erzählen.“

Ihre Augen verengten sich. „Das ist absurd.“

„Absurd ist mein zweiter Vorname“, sagte ich trocken. „Aber ich erkenne ein Muster, wenn ich eins sehe. Also, Evelyn – wie tief stecken Sie wirklich drin?“

Sie zündete sich eine Zigarette an, inhalierte tief und blies den Rauch langsam aus. „Ich habe Ihnen gesagt, dass ich nicht alles weiß. Aber ich habe nie behauptet, dass ich gar nichts weiß.“

„Das ist ein feiner Unterschied“, murmelte ich. „Und meistens der Unterschied zwischen Leben und Tod.“

Sie sah mich an, und in ihrem Blick lag etwas, das ich nicht deuten konnte. Angst, ja. Aber auch Entschlossenheit. „Richard hat mich hineingezogen. Nicht absichtlich. Aber er hat mir Dinge anvertraut. Namen. Orte. Summen. Ich dachte, es wären nur Geschichten. Aber jetzt...“

„Jetzt sind es keine Geschichten mehr“, sagte ich. „Jetzt sind es Kugeln, die darauf warten, abgefeuert zu werden.“

Sie nickte, stubste die Zigarette im Aschenbecher aus. „Ich wollte Sie schützen. Wenn Sie zu viel wissen, sind Sie genauso in Gefahr wie ich.“

Ich lachte bitter. „Zu spät, Lady. Ich war in Gefahr, seit Sie mein Büro betreten haben.“

Wir schwiegen einen Moment. Der Regen draußen klopfte gegen die Scheiben, als wolle er uns daran erinnern, dass die Zeit nicht auf unserer Seite war.

„Also gut“, sagte sie schließlich. „Ich sage Ihnen alles. Aber nicht hier. Nicht jetzt. Es gibt einen Ort...“

Sie nannte mir eine Adresse am Stadtrand. Eine alte Villa, halb verfallen, halb vergessen. Der perfekte Ort für ein Geständnis – oder ein Grab.

Als ich das Café verließ, wusste ich: Evelyn Marlowe spielte ein doppeltes Spiel. Die Frage war nur, ob sie die Karten in der Hand hielt – oder ob jemand anderes sie längst für sie mischte.

Kapitel 7 – Die Falle

Die Adresse, die Evelyn mir gegeben hatte, führte mich an den Rand der Stadt. Dort, wo die Straßenlaternen aufhörten und die Dunkelheit begann, ihre eigenen Gesetze zu schreiben. Die Villa stand einsam auf einem Hügel, halb verfallen, halb vergessen – wie ein alter König, der noch immer eine Krone trägt, obwohl sein Reich längst in Schutt liegt.

Mein Plymouth ächzte, als ich ihn die Auffahrt hinauf lenkte. Der Regen hatte nachgelassen, aber die Luft war schwer, als würde sie gleich etwas ausspucken, das niemand sehen wollte. Ich stieg aus, zündete mir eine Zigarette an und betrachtete das Gebäude. Fenster wie tote Augen, Türen wie Münder, die zu viel verschluckt hatten.

„Na los, Crane“, murmelte ich. „Wenn’s eine Falle ist, dann tritt wenigstens mit Stil hinein.“

Die Tür war nicht verschlossen. Das war mein erster Hinweis, dass hier etwas nicht stimmte. In dieser Stadt war nichts je unverschlossen – außer man wollte, dass jemand hereinkam. Ich trat ein. Der Geruch von Staub, Moder und altem Holz schlug mir entgegen. Meine Schritte hallten durch die leeren Räume, und jeder Widerhall klang wie ein Hohnlachen.

Im Salon brannte eine einzelne Lampe. Daneben ein Tisch, auf dem eine Flasche Whisky und zwei Gläser standen. Ich musste grinsen. „Wie aufmerksam“, dachte ich. „Sie wissen, wie man mich ködert.“

Ich goss mir ein Glas ein, trank einen Schluck – und wartete.

Es dauerte nicht lange. Schritte. Schwer, bestimmt. Dann öffnete sich die Tür, und Evelyn trat ein. Sie sah anders aus als sonst. Kein Mantel, kein Parfum, kein Lächeln. Nur ein Gesicht, das müde war und Augen, die zu viel gesehen hatten.

„Sie sind gekommen“, sagte sie.

„Natürlich bin ich gekommen“, erwiderte ich. „Ich bin wie ein Hund – wenn man mir einen Knochen hinhält, renne ich hinterher. Die Frage ist nur: Wer hält die Leine?“

Sie wollte etwas sagen, doch bevor sie den Mund öffnen konnte, hörte ich ein Klicken. Metallisch, kalt. Ich drehte mich um – und da waren sie. Zwei Männer, die ich schon kannte. Die Gorillas aus Ventrescas Club. Jeder mit

einer Pistole in der Hand, jeder mit einem Gesicht, das aussah, als hätte es nie gelächelt.

„Na also“, murmelte ich. „Die Party ist komplett.“

Evelyn trat einen Schritt zurück. „Ich wollte Sie warnen...“

„Warnen?“, unterbrach ich sie. „Lady, Sie haben mich direkt in den Rachen des Wolfs geführt. Wenn das Ihre Vorstellung von Warnung ist, dann möchte ich nicht wissen, wie Verrat bei Ihnen aussieht.“

Die Gorillas grinsten nicht. Sie grinsten nie. Einer von ihnen trat vor, packte mich am Arm und drückte mich gegen die Wand. Die Pistole in seiner Hand war kalt an meiner Rippe.

„Ventresca will mit dir reden“, knurrte er.

„Na wunderbar“, sagte ich. „Ich wollte schon immer mal mit einem Mann sprechen, der mehr Ringe trägt als ein Zirkusdirektor.“

Sie stießen mich vorwärts, hinaus in die Nacht. Evelyn blieb zurück, und in ihrem Blick lag etwas, das ich nicht deuten konnte. Angst. Schuld. Vielleicht beides.

Als sie die Tür hinter mir schlossen, wusste ich: Ich war in die Falle getappt. Und diesmal war der Ausgang vielleicht enger als der Eingang.

Kapitel 8 – Der Showdown

Sie schoben mich in einen Raum, der aussah wie das Büro eines Mannes, der zu viel Geld und zu wenig Geschmack hatte. Dicke Teppiche, schwere Vorhänge, ein Schreibtisch aus dunklem Holz, der so groß war, dass man darauf eine Beerdigung hätte abhalten können. Und dahinter saß er: **Carlo Ventresca**.

Er war genau so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Breit wie ein Schrank, Anzug maßgeschneidert, Hände voller Ringe, die im Licht funkelten wie kleine Kronjuwelen. Ein Mann, der nicht nur Macht hatte, sondern sie auch zeigen wollte – subtil wie ein Vorschlaghammer.

„Mr. Crane“, sagte er mit einer Stimme, die so glatt war, dass man darauf hätte ausrutschen können. „Ich habe schon von Ihnen gehört. Ein Mann, der Fragen stellt, wo er besser schweigen sollte.“

Ich setzte mich nicht. Ich blieb stehen, die Hände locker, auch wenn die beiden Gorillas hinter mir ihre Pistolen so hielten, dass ich jede Bewegung zweimal überlegte. „Und ich habe von Ihnen gehört, Ventresca. Ein Mann, der Antworten gibt – meistens mit Blei.“

Er lachte. Ein kurzes, kehliges Lachen, das keinen Spaß kannte. „Sie haben Mut. Oder Sie sind dumm. Vielleicht beides.“

„Das sagen mir viele Frauen“, erwiderte ich trocken.

Sein Blick verfinsterte sich. „Ihr Interesse an Richard Marlowe ist... ungesund. Der Junge hat Fehler gemacht. Er dachte, er könnte mich bestehlen. Niemand bestiehlt Carlo Ventresca.“

„Und was ist mit seiner Schwester?“, fragte ich. „Sie scheint auch in Ihrer kleinen Weltkarte aufgetaucht zu sein.“

Er lehnte sich zurück, verschränkte die Hände. „Die Schwester ist hübsch. Aber hübsch schützt nicht vor Konsequenzen. Wenn sie nicht aufhört, Fragen zu stellen, wird sie das Schicksal ihres Bruders teilen.“

Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss. Evelyn war keine Heilige, das wusste ich. Aber sie hatte nicht verdient, zwischen die Zahnräder von Ventrescas Maschine zu geraten.

„Sie wollen also, dass ich verschwinde“, sagte ich.

„Genau“, nickte er. „Sie sind ein kluger Mann, Crane. Sie wissen, wann ein Spiel verloren ist. Gehen Sie. Vergessen Sie die Marlowes. Und Sie werden weiterleben.“

Ich lachte leise. „Das Problem ist, Ventresca: Ich habe nie gelernt, wann man aufhören sollte. Und Spiele, die verloren sind, sind die einzigen, die es wert sind, gespielt zu werden.“

Sein Gesicht verhärtete sich. Er nickte den Gorillas zu. Einer trat vor, die Pistole im Anschlag. Ich wusste, dass ich nur Sekunden hatte. Sekunden, um zu entscheiden, ob ich hier als Leiche endete oder als Mann, der noch eine Chance hatte.

Ich griff nach dem Glas Whisky auf dem Tisch, schleuderte es dem Gorilla ins Gesicht. Er brüllte auf, stolperte zurück. In derselben Bewegung riss ich den zweiten Kerl an seinem Arm herum, die Kugel aus seiner Waffe schlug in die Wand, wo eben noch mein Kopf gewesen war.

Chaos. Schreie. Rauch. Ich warf mich zur Seite, riss den Teppich mit, stolperte, aber blieb auf den Beinen. Ventresca stand auf, wütend wie ein Bulle, der Blut gerochen hatte.

„Crane!“, brüllte er. „Sie werden das bereuen!“

„Das tue ich meistens“, keuchte ich, während ich zur Tür rannte.

Die Kugeln flogen, Holz splitterte, Glas zerbrach. Ich stürzte hinaus in den Flur, rannte die Treppe hinunter, zwei Stufen auf einmal. Hinter mir hallten Schritte, Schüsse, Flüche.

Draußen schlug mir die Nachtluft entgegen. Ich sprang in meinen Plymouth, der Motor hustete, als wolle er mich im Stich lassen, aber dann erwachte er zum Leben. Reifen quietschten, Kugeln prallten am Blech ab, und ich raste davon, hinein in die Dunkelheit.

Mein Herz hämmerte, meine Hände zitterten. Aber ich lebte. Noch.

Und während die Stadtlichter an mir vorbeizogen, wusste ich: Das Spiel war noch nicht vorbei. Im Gegenteil – es hatte gerade erst begonnen.

Kapitel 9 – Die Wahrheit

Ich fuhr ziellos durch die Nacht, bis der Regen nachließ und die Straßen aussahen wie nasse Spiegel, in denen sich die Stadt selbst anstarrte. Mein Herz schlug noch immer schneller, als mir lieb war. Ventresca hatte mir genug gesagt, um zu wissen, dass Richard Marlowe nicht nur Opfer war – er war auch Täter. Und Evelyn? Sie war irgendwo dazwischen, in dieser grauen Zone, in der Wahrheit und Lüge sich so eng umarmen, dass man sie nicht mehr auseinanderbekommt.

Ich parkte schließlich vor meinem Büro. Der Aufzug war wie immer kaputt, also nahm ich die Treppen. Jeder Schritt hallte, als würde die Stadt mir applaudieren – oder mich auslachen. Wahrscheinlich Letzteres.

Oben angekommen, fand ich Evelyn. Sie saß in meinem Stuhl, wieder einmal, als hätte sie beschlossen, dass er ihr besser stand als mir. Ihre Augen waren rot, als hätte sie geweint. Oder als hätte sie zu lange in den Abgrund gestarrt.

„Sie leben“, sagte sie, als ich eintrat.

„Tut mir leid, Sie zu enttäuschen“, erwiderte ich. „Ventresca hat’s versucht, aber ich bin ein schlechter Verlierer.“

Sie stand auf, kam näher. „Was hat er gesagt?“

Ich zündete mir eine Zigarette an, inhalierte tief und ließ den Rauch langsam aus der Nase steigen. „Er hat gesagt, dass Ihr Bruder ihn bestehlen wollte. Dass er zu viel wusste. Dass er dachte, er könnte schlauer sein als der Teufel persönlich. Und wissen Sie was? Er hatte recht – bis er es nicht mehr war.“

Sie schwieg. Ihre Hände zitterten leicht.

„Und jetzt kommen wir zu Ihnen, Evelyn“, fuhr ich fort. „Sie wussten mehr, als Sie mir erzählt haben. Sie wussten, dass Richard in Ventrescas Geschäften steckte. Sie wussten, dass er mit dem Feuer spielte. Und trotzdem haben Sie mich losgeschickt, als wäre ich Ihr persönlicher Feuerwehrmann.“

Ihre Lippen bebten. „Ich wollte ihn retten.“

„Oder Sie wollten wissen, ob er noch lebt“, sagte ich. „Und wenn ja, ob er Sie mit runterzieht. Stimmt’s?“

Sie sah mich an, und in diesem Blick lag alles: Angst, Schuld, Verzweiflung. „Er war mein Bruder, Crane. Ich konnte ihn nicht verraten. Aber ich konnte auch nicht tatenlos zusehen.“

Ich nickte langsam. „Das ist das Problem mit Familie. Manchmal sind sie das Einzige, was man hat. Und manchmal sind sie der Stein, der einen in die Tiefe zieht.“

Sie brach in Tränen aus, und ich ließ sie. Ich war kein Priester, kein Psychologe. Ich war nur ein Mann mit einer Pistole, einer Flasche Whisky und einer verdammt schlechten Angewohnheit, immer die falschen Aufträge anzunehmen.

Als sie sich wieder gefasst hatte, sagte sie leise: „Was passiert jetzt?“

Ich zog an meiner Zigarette, blies den Rauch zur Decke. „Jetzt? Jetzt passiert das, was immer passiert. Ventresca wird Ihren Bruder finden – oder er hat es längst getan. Und Sie... Sie sollten verschwinden. Diese Stadt frisst Leute wie Sie zum Frühstück.“

Sie nickte, langsam, als hätte sie es schon gewusst. Dann stand sie auf, nahm ihren Mantel und ging. Kein Blick zurück. Nur der Klang ihrer Schritte, der langsam im Treppenhaus verklang.

Ich blieb allein zurück, mit dem Rauch, dem Regen und der Wahrheit. Eine Wahrheit, die niemand hören wollte. Richard Marlowe war kein Opfer. Er war ein Spieler, der zu hoch gesetzt hatte. Evelyn war keine unschuldige Schwester. Sie war eine Frau, die zwischen Loyalität und Überleben zerrieben wurde.

Und ich? Ich war Crane. Ein Detektiv, der wieder einmal herausgefunden hatte, dass Gerechtigkeit in dieser Stadt nur ein Wort war – und ein verdammt schlechtes dazu.

Epilog – Rauch im Regen

Die Stadt schlief nie. Sie tat nur so, als würde sie dösen – wie eine Katze, die jederzeit die Krallen ausfahren konnte. Ich saß wieder in meinem Büro, derselbe Stuhl, derselbe Schreibtisch, derselbe Aschenbecher voller Kippen. Nur ich war nicht mehr derselbe.

Der Fall Marlowe war vorbei. Zumindest offiziell. Richard war tot – oder so gut wie. Ventresca hatte seine Finger überall, und wenn er sagte, jemand sei verschwunden, dann bedeutete das, dass man ihn besser nicht mehr suchte. Evelyn war gegangen. Wohin, wusste ich nicht. Vielleicht hatte sie die Stadt verlassen, vielleicht nur die Straßenseite gewechselt. In dieser Stadt war das fast dasselbe.

Ich goss mir einen Whisky ein. Der brannte wie immer, aber diesmal schmeckte er nach Niederlage. Nach einer Wahrheit, die niemand hören wollte. Richard war kein Opfer gewesen, sondern ein Spieler, der zu hoch gesetzt hatte. Evelyn war keine unschuldige Schwester, sondern eine Frau, die zwischen Loyalität und Überleben zerrieben wurde. Und ich? Ich war Crane. Ein Detektiv, der wieder einmal herausgefunden hatte, dass Gerechtigkeit hier nur ein Wort war – und ein verdammt schlechtes dazu.

Der Regen draußen hatte wieder angefangen. Er schlug gegen die Scheiben, als wolle er die Stadt reinwaschen. Aber Regen wäscht nichts rein. Er verteilt nur den Dreck, bis er überall klebt.

Ich zündete mir eine Zigarette an, inhalierte tief und blies den Rauch zur Decke. Der Rauch kringelte sich, vermischte sich mit dem Regen, der durch die Ritzen drang, und für einen Moment sah es aus, als würde die ganze Stadt in Nebel verschwinden.

„Na, Crane“, murmelte ich. „Wieder ein Fall gelöst. Und wieder nichts gewonnen.“

Ich nahm einen Schluck, lehnte mich zurück und ließ die Dunkelheit kommen. Denn am Ende bleibt immer nur der Rauch. Und der Regen.

Doppeltes Spiel

Er suchte die Wahrheit – und fand Verrat im Regen.

Privatdetektiv Crane kennt die Schattenseiten der Stadt besser als jeder andere. Doch als Evelyn Marlowe in sein Büro tritt, beginnt ein Fall, der ihn tiefer hinabzieht als alle zuvor. Ihr Bruder ist verschwunden – und mit ihm eine Spur aus Blut, Geld und Lügen.

Die Suche führt Crane in verrauchte Bars, verlassene Lagerhallen und in die Büros der Männer, die die Stadt im Würgegriff halten. Jeder Hinweis bringt ihn näher an die Wahrheit – und näher an den Abgrund. Denn Evelyn spielt ihr eigenes Spiel, und Crane muss entscheiden, ob er ihr vertrauen kann... oder ob sie ihn längst verraten hat.

In einer Welt, in der Loyalität käuflich ist und Gerechtigkeit nur ein Wort, bleibt am Ende nur eins: Überleben.